Zeitschrift: Schweizer Ingenieur und Architekt

Herausgeber: Verlags-AG der akademischen technischen Vereine

Band: 117 (1999)

Heft: 10

Artikel: "Manchmal staune ich über diese Beharrlichkeit...": Interview vom 8. Januar 1999 in Zürich mit Kurt W. Forster über die Schweiz, die Architektur, die Denkmalpflege und die Stadt

Autor: Beckel, Inge / Forster, Kurt W.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-79703

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

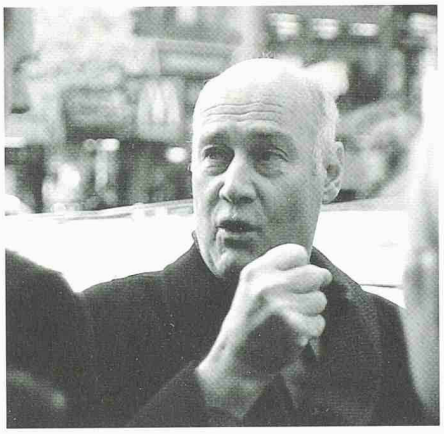
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Inge Beckel

«Manchmal staune ich über diese Beharrlichkeit...»

Interview vom 8. Januar 1999 in Zürich mit Kurt W. Forster über die Schweiz, die Architektur, die Denkmalpflege und die Stadt

Kurt W. Forster, designierter Direktor des Canadian Centre for Architecture in Montreal, wurde in Zürich geboren, wuchs daselbst auf und studierte unter anderem an der Universität Zürich Kunst- und Architekturgeschichte. Später war er als Direktor des Istituto Svizzero in Rom und Gründungsdirektor des Getty Center for the History of Art and the Humanities in Santa Monica tätig. Von 1992 bis 1999 war er Professor für Kunst- und Architekturgeschichte am gta, Institut für Geschichte und Theorie der Architektur der ETH Zürich.



Kurt W. Forster, 1998 (Bild: Nanni Baltzer)

SI+A: Herr Forster, Sie wandern ein weiteres Mal aus. In der niederländischen Zeitschrift «archis» (4/1996) charakterisierten Sie den 1930 nach Amerika ausgewanderten Schweizer Architekten Albert Frey als fähig, sich dem Rhythmus der neuen Welt schnell anzupassen, um daselbst erfolgreich arbeiten zu können. Welchen Rhythmus werden Sie nun anstimmen?

Forster: Änderungen sind natürlich unumgänglich. Vermutlich werde ich aber in Kanada weniger Schwierigkeiten haben, mich anzupassen und aus der mir bevorstehenden Situation etwas Interessantes zu machen, als 1992, von Los Angeles zurückkommend. Was mir damals in der Schweiz besonders auffiel, war, wie reguliert und reglementiert unser Leben hier ist - erst einmal ohne dies zu werten. Zeitlich, durch Normen, Vorgaben, durch Konventionen und Gesetze. Für einen neuen Pass beispielsweise, um nun legitim verreisen zu können, musste ich an drei örtlich getrennt gelegenen Stellen vorsprechen...

SI+A: Ja, die alte Welt kennt mehr «Rahmen», innerhalb deren man sich zu bewegen hat, als die neue.

Forster: Sicher. Typischerweise sind auch die Läden zu, wenn ich um acht Uhr dreissig vom Hönggerberg in die Stadt komme. Ich stürze mich also am Samstag morgen mit allen Pensionierten, Hausfrauen und den andern Berufstätigen ins Gewühle.

SI+A: Was für ein Bild der Schweiz nehmen Sie mit nach Kanada?

Forster: Das ist schwierig zu sagen, denn sobald ich etwas herausnehme, stelle ich das andere gewissermassen in den Schatten. Ein Charakteristikum der Schweiz ist aber sicherlich, dass wir hier so mittendrin sind. Ohne weit reisen zu müssen, kann ich sehr unterschiedliche Landschaften und Kulturen erleben - ein Eindruck von allgemeiner Dichte sowie Vielfalt der Zusammenhänge. Amerika wird jeweils länger von einem Bild bestimmt, sei es die Stadt oder das offene Land. Aber - und sofort kommt das Gegenstück - man lebt dort in einer komplexeren, kulturell stärker maserigen, vernetzteren Welt mit pointierten Gegensatzpaaren. Montreal beispielsweise ist wirklich zweisprachig, Französisch und Englisch sind gleichwertig, alle Leute sprechen auf ihre Art und Weise beides. In Biel aber wechselt man innerhalb weniger Minuten von der einen Welt in die andere, Überschneidungen gibt es nur wenige.

SI+A: Nach Ihrem jüngsten Aufenthalt in der Schweiz, hat sich Ihr Bild des Landes verändert?

Forster: Ja, in vielerlei Hinsicht, wobei ich mich natürlich auch verändert habe. Ein Beispiel: Als ich in Zürich zur Schule ging, hat niemand «hoi» gesagt, «sali» war der Zürcher Gruss. «Hoi» war ostschweizerisch, dieser voralpine Singsang hatte mich bei meinen Verwandtenbesuchen stets amüsiert. Eigentlich sind ganz allgemein die ehemals typischen Zürcher Ausdrücke aus der Sprache verschwunden; dafür gibt es einen «verpflichtungslosen Internationalismus», eine Art «Ferien-Europäisierung». Andererseits hat der Dialekt in Radio und Fernsehen Einzug gehalten. Dies zeigt, dass es eine Fiktion ist, zu glauben, das Regionale sei stabil, ändere sich nicht. Nein, das Regionale ändert sich genauso wie das Generelle, nur schreibt man ihm etwas anderes zu.

SI+A: Zum Bauen: Was unterscheidet Nordamerika von der Schweiz?

Forster: Das Bauen ist ein so grosses Feld, dass unterschieden werden muss. Da gibt es einerseits eine sich international stark ähnelnde Geschäftshausarchitektur, eine «corporate architecture», die wohl zum Klischiertesten gehört, was es gibt. Es ist aber nicht zufällig, dass weltweit agierende «global players» oft diese Form der Architektur wählen. Im Wohnungsbau hingegen, besonders aber im institutionellen Bauen - bei Spitälern, Museen, Bahnhöfen - findet sich eine viel grössere Differenzierung.

Im Gegensatz zu Amerika staune ich hier in der Schweiz manchmal über eine gewisse «Beharrlichkeit». Lassen Sie mich dies an folgendem jüngst vorgefallenen Beispiel erläutern: Da kennt die Schweiz doch gerade im Museumsbau gute, erfolgreiche Büros, etwa das von Gigon & Guyer - wobei ich noch jüngere Teams nennen könnte - bis zu einer unserer Starfirmen wie Herzog & de Meuron. Was aber geschieht nun in Bern mit dem Klee-Museum? Bern macht eine Art Kniesehnenreflex gegenüber Basel, es entscheidet ohne Einsicht in die eigene Situation - in der Architektur lief in Bern schon lange nichts Aussergewöhnliches mehr - diesen wichtigen Auftrag ohne jegliches Wettbewerbsverfahren zu vergeben! Bern verpasst damit die Chance, ein Zeichen zu setzen... Das Beispiel widerspiegelt eine typisch kleinstädtische Betrachtungsweise, nämlich dass man erstens unter Imitationszwang steht, und dass man zudem jene Karten schon am Anfang aus der Hand gibt, die das Spiel erst interessant machen könnten.

Bern gibt jene Karten schon am Anfang aus der Hand, die das Spiel erst interessant machen könnten

SI+A: Dies ist die Seite der Auftraggeber. Wie steht es mit den Architekten?

Forster: Nun, die schon angeführte Beharrlichkeit wirkt sich nach zwei Seiten aus: Das allgemeine Niveau, so kann man sagen, ist hoch, das Feld aber gleichzeitig nach oben begrenzt, d.h. die Bandbreite der Möglichkeiten wird schmal. Das führt mitunter dazu, dass am Schluss nur noch Linsen geschliffen werden, man tummelt sich hauptsächlich in der Mikrowelt der Details. Wenn aber zwei schlecht gewählte Schraubenköpfe das Bild einer ganzen Wand mindern können, so stösst man an Grenzen, nicht wahr? Um das Feld wieder zu öffnen, sollte man sich vermehrt auf das Spiel der Kräfte von Zufall und Willkür einlassen. Anstatt den Graben im Mikrobereich weiter zu schliessen, sollte er aufgerissen werden!

SI+A: Die Niederländer, mit denen die Schweizer stets regen Austausch pflegten, scheinen den grossen Massstab zu lieben, sie sind es gewohnt, durch Aufschüttungen ihr eigenes Land zu erschaffen. Haben derlei Faktoren Einfluss auf die Architektur?

Forster: Eine Seefahrernation hat sicherlich ein ganz anderes Selbstverständnis als eine «Reduitnation». Die See ist rauh - ja, meinen Sie, dies hat Auswirkungen fürs Bauen?

SI+A: Jedenfalls haben die Holländer keine Angst vor grossen Massstäben.

Forster: Ja, richtig, es gibt eine gewisse Grösse von Massstab, die nicht aus Wahnsinn, Überheblichkeit oder eben Masslosigkeit entstanden ist, sondern die wahre Dimension einer Sache erfasst. In der Schweiz kann ja wohl niemand behaupten, dass die Neat ein kleinmassstäbliches Unternehmen sei! Aber moralisch nehmen wir alles zurück, wir kaprizieren uns geradezu darauf, die Dinge bescheiden erscheinen zu lassen, indem wir zum Beispiel alles etappieren... Diese Haltung ist nicht nur finanziell bedingt - wir dosieren alles. Will man aber einmal etwas wirklich Grosses auf einen Schlag realisieren, so muss man typischerweise einen Fremden wie Jean Nouvel für den Bau des Kultur- und Kongresszentrums Luzern holen, noch dazu «moderiert» von Thomas Held. Diese in Luzern zur Schau gestellte Absicht, etwas Aussergewöhnliches erreichen zu wollen, ist sehr unschweizerisch.

Moralisch nehmen wir alles zurück, wir kaprizieren uns geradezu darauf, die Dinge bescheiden erscheinen zu lassen

SI+A: Nun lege ich Ihnen einige Stichworte vor und frage Sie nach der künftigen Relevanz dieser Themen für die Architektur. Erstens: Natur und Landschaft.

Forster: In zunehmendem Mass relevant, nicht nur aus ökologischen oder konservatorischen Gründen. Ein grundlegendes Thema, das etwa darin zum Ausdruck kommt, dass man vor eineinhalb Jahren an der ETH Zürich endlich die Stelle von Dieter Kienast geschaffen hat, die nun durch seinen frühzeitigen Tod unglücklicherweise wieder an den Ausgangspunkt zurückgeworfen wurde - die Stelle selbst aber ist das Zeichen einer Entwicklung.

Doch auch hier haben wir Schweizer das Problem des Massstabs. Entlang der ehemaligen Berliner Mauer, um ein konkretes Beispiel zu nennen, lassen sich heute ganze Quadratkilometer gestalten. In der Schweiz aber arbeiten wir wiederum in der Mikrochirurgie, es herrscht ein Schematismus vor, eine Reihe Bäume und ein paar Hecken reichen nicht. Auch hier wären Infusionen von aussen notwendig, man müsste gezielt mehr gute Leute aus dem Ausland holen - als Spiegelbild dessen, was Schweizer im Ausland allerorten Hervorragendes leisten. Hier gibt es einiges nachzuholen! Doch nur schon der Austausch zwischen der Romandie und der Deutsch-

Daniel Libeskind, Jüdisches Museum, Berlin, «Das letzte void», (Bild: Stefan Müller, 1999)

schweiz ist schwierig. Ich beobachte übrigens generell eine starke Tendenz, die eigene Situation zu sichern. – Zurück zur Landschaftsgestaltung: wir sind völlig gefangen in den Landschaftsbildern der schweizerischen Tourismusliteratur. Abziehbildchen mit ein bisschen Schnee, einer Anemone und der Aussicht auf das Kirchlein von Sils Baselgia. St. Moritz-Bad wird ausgeblendet, denn sonst sähe es ja aus wie in Oerlikon! Der Weg der Schweiz 1991 war ein interessanter Versuch, diese Situation zu sprengen, der aber keine Nachfolge gefunden hat.

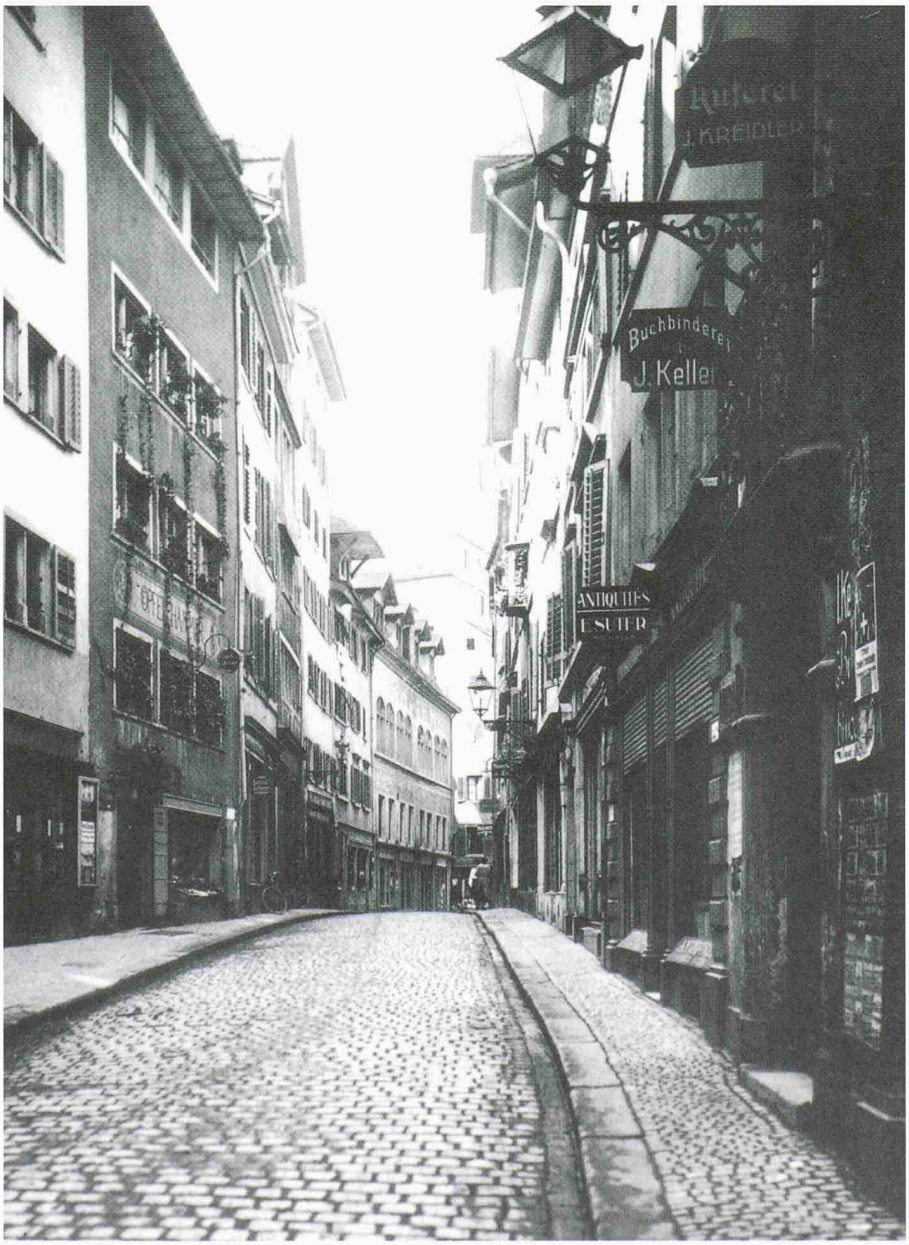
St. Moritz-Bad wird ausgeblendet, sonst sähe es ja aus wie in Oerlikon

SI+A: Zum nächsten Stichwort, «Erinnerung».

Forster: Erinnerung muss grundsätzlich einer Person gehören, sie existiert nicht körperlos. Eine individuelle oder kollektive Erinnerung in einer Form an einem Ort permanent festzumachen, ist sowohl ein Ding der Unmöglichkeit wie in bestimmten Fällen ein Ding der Notwendigkeit. Weiter stellt sich die Frage, ob eine Erinnerung an einen spezifischen Ort geknüpft sein muss oder ob in einer Stadt beispielsweise 10-mal eine Statue von Martin Luther stehen kann, weil die Verantwortlichen den Reformator sozusagen als Inbegriff eigener Grundlagen erfahren.

Ich denke, dieser Konflikt ist insofern echt, als man ihn nicht lösen kann. Man kann nur versuchen, das Dilemma als solches zur Darstellung zu bringen. Wenn also Daniel Libeskind im Jüdischen Museum in Berlin den Ablauf der Räume durch nicht zugängliche unterbricht, die einem wie Felsen in einem Fluss permanent Widerstand leisten, gleichzeitig aber durchsichtig sein können, so thematisiert er ein Problem, das Dilemma wird wirklich. Das 19. Jahrhundert demgegenüber war das Jahrhundert der Monumente, da gab es kein Städtchen, das nicht irgendeinen Lokalpoeten in Bronze auf einer Parkbank, einen Kaiser auf seinem Ross oder Wilhelm Tell auf einem Podest sitzen oder stehen hatte – immer mit dem Bestreben der Identifikation.

Rindermarkt in Zürich, um 1900 (Bild: Baugeschichtliches Archiv, Zürich)



SI+A: Und das 20. Jahrhundert?

Forster: In diesem Jahrhundert war Erinnerung selbst Gegenstand von absichtlicher Zerstörung und Vernichtung. Man hat ganze Völkerschaften verschoben, Länder ausgelöscht, Institutionen nivelliert, umgestaltet oder ersetzt. Der Versuch, hier irgendwo wieder anzuknüpfen, muss eine hilflose Geste bleiben. Die Gebrechlichkeit selbst wird zur Erinnerung an Verletzlichkeit, Instabilität, Hinfälligkeit dessen, woran wir uns erinnern sollen. Es ist auch schwierig, an etwas zu erinnern, das letztendlich primär ein Verlust ist, ein Verlust aber, der nicht der Natur oder Gott überantwortet werden kann, sondern Resultat absichtlicher Vernichtung ist – und dies gilt nicht nur für den Holocaust.

SI+A: Drittes Stichwort: «Sinnlichkeit» in der Architektur.

Forster: Wichtig, aber nicht als verselbständigte Kategorie, sonst fiele sie in den Bereich der Dekoration. Wobei zu sagen ist, dass ich gegen Dekoration nichts habe. Sinnliche Erfahrung aber kann sich nicht nur auf Oberflächen, auf eine Haut-ähnliche Dimension beschränken, sonst wird sie geschmäcklerisch, geschleckt; vielmehr muss sie mit übergeordneten Ideen in Zusammenhang stehen, die sie dann sozusagen als Haut trägt. Louis Sullivan beispielsweise brachte die Idee, Ornamente von der Natur abzuleiten, als Prozess zur Darstellung, indem er versuchte, die Änderung des Materials, den Übergang vom Tektonischen ins frei Bewegte zu zeigen. Dies im Unterschied etwa zu Serigraphien, die, 100-mal vervielfältigt, appliziert werden. Sinnlichkeit fragt nach der lebendigen Dimension, gewissermassen nach einer lebendigen Oberfläche von Architektur, die die meisten Menschen ja ohnehin als etwas Statisches, Totes empfinden. Gerade auch hier gibt es meines

Erachtens viel zu tun, da wir mehrheitlich noch immer auf dieser asketischen, purifizierenden Welle reiten. Das Problem zeigt sich ja auch bei der Denkmalpflege. Diese tötet Gebäudegeschichten in der Regel ab - jene Gebäude, die am saubersten und neuesten aussehen, sind oft die «ältesten». Keines der Häuser an der Zürcher Trittligasse aber ist in seiner äusseren Erscheinung alt. Warum nur treibt man diese Einbalsamierung derart weit, dass man den Gebäuden ihre sinnliche Haut abzieht?

SI+A: Die Mikrochirurgie also, die das Feld wiederum beherrscht... Doch gehen wir weiter zur Relevanz der Politik oder von sozialen Fragen in der Architektur.

Forster: Hier kann man in ein Wespennest treten, denn diese Fragen sind von neuer Grundsätzlichkeit. Die wirklich relevanten politischen Fragen sind sehr schwierig zu beantworten. Architektur aber manifestiert sich letztendlich im Formalen - im Vorfeld der Postmoderne hat man plötzlich gemerkt, dass mit dem Bau subventionierter Wohnungen diesbezüglich nichts geklärt ist; nichts gegen den Bau subventionierter Wohnungen, aber zu den Fragen der Architektur ist damit nichts gesagt.

In unserer Gesellschaft sind Architekten exponiert, niemand lobbyiert für sie

Ich glaube, Architektinnen und Architekten haben erkannt, dass es eine Menge gibt, womit sie sich beschäftigen können und sollen, doch dass dies nicht jene Probleme sein können, die politische Instanzen und soziale Institutionen zuvor nicht fähig waren zu lösen. In unserer Gesellschaft sind Architekten exponiert, niemand lobbyiert für sie - sie selbst am wenigsten.

Architekten sind oft Prügelknaben für die Tatsache, dass es einen Haufen sehr ernster und grundsätzlicher Fragen gibt, die aber vielmehr mit der Steuerautonomie der Gemeinden oder der Bodenpolitik zu tun haben als mit einzelnen Architekten und ihren Wünschen.

SI+A: Welchen Stellenwert hat die Architektur heute generell?

Forster: Ich denke, sie hat einen viel grösseren Stellenwert als sie sich selbst zugesteht. Architektur ist sozusagen die Primärmarke unserer Zivilisation, wir sind ja andauernd mit ihr konfrontiert. Ausser im Nationalpark, wo ich immer über das Chaos ungebändigter Natur erschrecke, ist selbst die Landschaft «gebaut», zivilisiert.

SI+A: Wie sieht die Zukunft der Stadt aus?

Forster: Im Städtebau haben manchmal kleine Eingriffe die gleiche Wirkung wie grosse. Die Komplexität aber ist bei uns sehr hoch, auf einer einzigen Parzelle liegen oft mehrere Servitute - neben den öffentlich-rechtlichen Bestimmungen -, so dass der persönliche Wille, die Wahl kaum noch existiert.

Dies halte ich für äusserst problematisch, denn periodisch müsste es immer wieder Durchbrüche geben können, wie das Beispiel von Luzern zeigt. Sonst legt man sich selbst den sprichwörtlichen Strick um den Hals und kann nur noch nach Luft schnappen. Wenn wir dem traditionellen Baubestand in historischen Innenstädten schon eine derart überkandiedelte Erscheinungspflege zukommen lassen - dies ist öffentliches, politisches Programm -, so müssen wir den Preis dafür bezahlen, das heisst, dass dieser Teil der Stadt von nun an stillsteht, zum Fossil wird, als subventionierte Attraktion von der Geschichte zurückgelassen wird (und den man durch Kunstversionen ersetzen kann, wie Disney's Main Street hinlänglich bewiesen hat). Oder die Sache wird wieder aufgebrochen. Es kann doch niemand behaupten, dass beispielsweise die Zürcher Badenerstrasse heute besser wäre, wenn man sie vor 50 Jahren eingefroren hätte - also ganz ohne die Eingriffe aus der Nachkriegszeit!

Die Altstadt war alt, roch alt und sah alt aus

Früher gab es in der Zürcher Altstadt Altwarenhändler, Tante-Emma-Läden und Beizen (natürlich mit den institutionellen Blöcken wie der Bibliothek mittendrin), die Altstadt war alt, roch alt und sah alt aus. Heute haben wir aussen hyperkonservierte Schalen ohne jeglichen Appeal, innen grosse Öffnungen, die es in diesen Dimensionen nie gegeben hatte. Das Ganze wird zum Ambiente fürs teure Konsumieren, um den Boutiquenbetrieb fit zu machen. Das eigentliche Leben aber spielt sich peripher ab, etwa im Kreis 5.

SI+A: Sollte man diese Entwicklung sich selbst überlassen oder ihr entgegentreten?

Forster: In den 60er und 70er Jahren stand die Denkmalpflege berechtigterweise in polemischem Kontrast zur Moderne, die angetreten war, alles in der Welt durch etwas «Besseres» zu ersetzen. Aber genauso, wie es zuvor keine Denkmalpflege in dem heutigen, flächendeckenden Ausmass gegeben hatte, bin ich überzeugt, dass es sie in 20, 30 Jahren nicht mehr geben wird. Die Denkmalpflege hat durchaus eine Funktion, aber ich denke, sie sollte sich nicht in der Rolle eines Staatsanwalts sehen, der alles Gegebene verteidigt, unabhängig von Motiv, Ursache, Zusammenhang und der Qualität des Vorhandenen. Schliesslich gibt es hier genauso Ramsch wie anderswo.

SI+A: Zum Städtebau ausserhalb der Innenstadt: Kann man bei uns eine Entwicklung hin zur «Los-Angeles-Isierung» beobachten?

Forster: Nein, ganz im Gegenteil, die hat nicht genügend stattgefunden! Denn ich glaube zum Beispiel, dass der Entscheid von 1980, in Zürich keine U-Bahn zu bauen, für die Stadt fatal war; sie hat in der Folge fast einen Viertel ihrer Bevölkerung verloren. Steuergünstige Vorortsgemeinden und deren schnelle S-Bahn-Verbindungen mit der City haben einen Effekt auf die Stadt, wie wenn ich einer gefüllten Badewanne den Stöpsel herausziehe.

Während ich als Stadtbewohner eine Dreiviertelstunde vom Kreuzplatz auf den Hönggerberg benötige, wie wenn ich in Küsnacht oder vielleicht sogar in Baden wohnen würde. Diese Politik, obwohl vom Volk getragen, ist danebengegangen; heute würde man wohl anders entscheiden. Hätte Zürich eine U-Bahn, hätte sie einen so grossen Vorteil gegenüber ihren umliegenden Gemeinden, dass die Leute wohl wieder vermehrt zurückziehen würden - ein Trend übrigens, der in vielen Städten im Ausland bereits eingesetzt hat. Die Leute kommen aus den Vororten in die «Kernstädte» zurück, man spricht hier auch von «Gentrification», von Wiederbelebung der Städte. Die Fluchtbewegung scheint vielerorten vorbei. Diese Tendenz könnte etwa durch zeitlich begrenzte Steuervergünstigungen für Neuzuzüger beschleunigt werden. - Auch in Zürich gibt es Orte, wo grossmassstäblich zeitgemässe Wohnmöglichkeiten geboten werden könnten. Hierfür müsste man aber einiges abreissen und durch hochwertige Neubauten ersetzen - sowohl in den in Umbruch befindlichen Industrie- sowie in gewissen Genossenschaftssiedlungsgebieten.

SI+A: Welche Architekten waren oder sind Ihrer Meinung nach treibende Kräfte ihres Fachs?

Forster: Erwähnen möchte ich Frank Gehry oder Henry Cobb, aber auch Philip Johnson. Dies sind alles Leute, die versucht haben, in langen Leben immer wieder neue Motoren anzuwerfen. Oder neue Dimen-

sionen von Aufgaben zu bewältigen, wie etwa Rem Koolhaas, der in China ganze Städte plant; dagegen nimmt sich ja selbst Le Corbusier bescheiden aus, der auf offenem Felde einige Unités errichtete. Eigentlich ist es ganz erstaunlich, dass die Realität eben genau nicht jener «Beamtenlogik» folgt, die besagt, dass nur weiterkommt, wer bescheiden ist und seine Grenzen kennt.

SI+A: Welche Rolle hat die Architekturkritik heute?

Forster: Sie muss die Architektur immer wieder zum Gegenstand von Auseinandersetzungen machen, sie muss sie ernst nehmen und ihr den öffentlichen Stellenwert geben, den sie effektiv hat. Das fehlt uns tatsächlich, obwohl es schon besser geworden ist. Zuweilen allerdings werden Diskussionen ums Bauen für politische Auseinandersetzungen missbraucht, wie etwa kürzlich beim Kreuzplatz in Zürich; das halte ich für schlecht. Generell würde die Kritik pointiertere Diskussionen verdienen, unabhängige Fragestellungen zum Gegenstand.

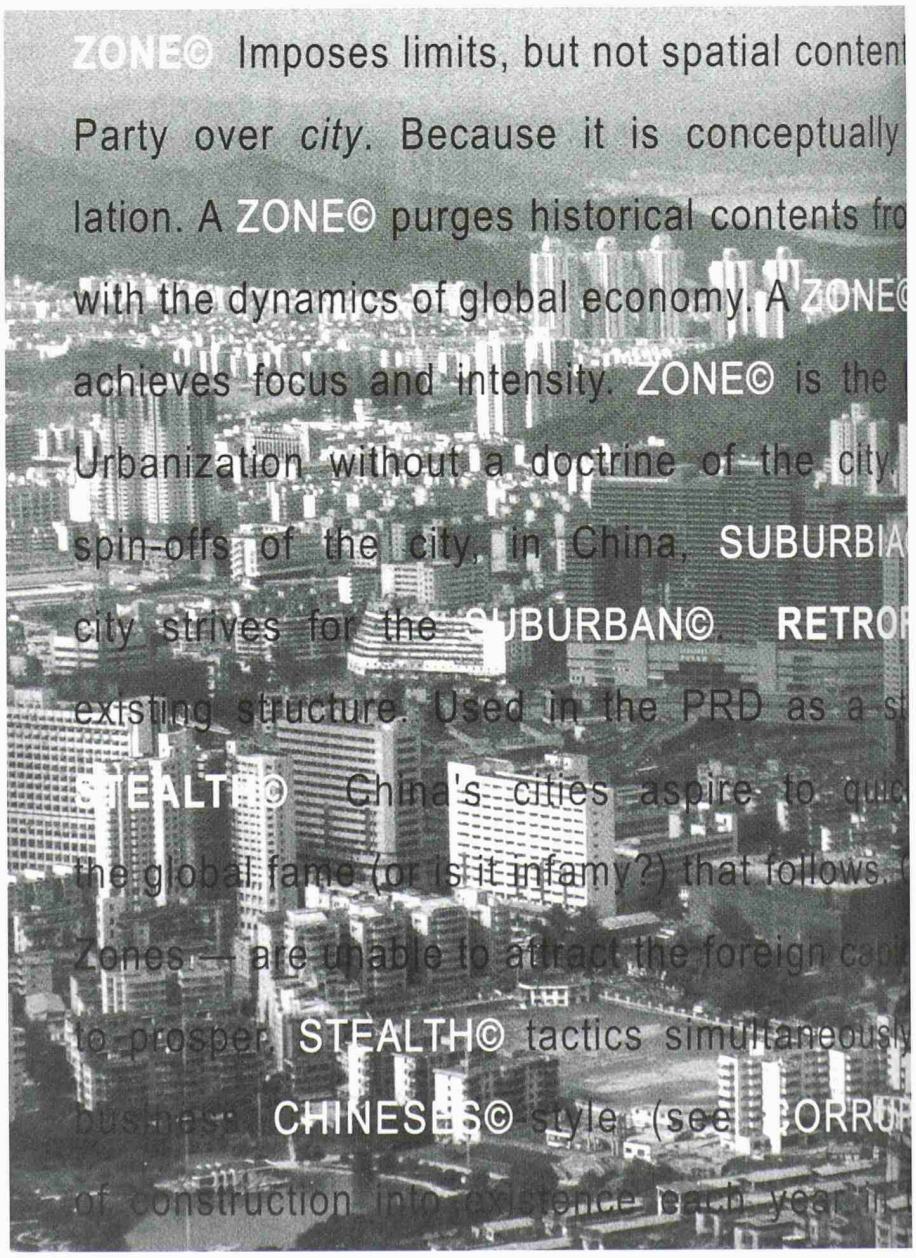
SI+A: Was wird Ihre Aufgabe in Montreal sein und wo möchten Sie persönlich Schwerpunkte setzen?

Forster: Das Canadian Centre for Architecture ist ein in Nordamerika wohl einmaliges Institut mit grosser Bibliothek, bedeutendem Archiv, breiter Publikations- und Ausstellungstätigkeit. Gleichzeitig ist es ein Forschungszentrum. Insgesamt arbeiten über 130 Leute dort. Meine Hauptaufgabe wird sein – wenn ich das auf einen Satz reduzieren kann –, die Architektur als Gegenstand warmzuhalten, in jeder Hinsicht dafür zu sorgen, dass in der Öffentlichkeit Fachfragen diskutiert werden. Wir werden auch mit andern Institutionen wie dem Museum of Modern Art (MoMA) in New York zusammenarbeiten. Grundsätzlich möchte ich aktuelle Themen möglichst pointiert behandeln.

Kürzlich wurde eine Ausstellung über «Rasen» gezeigt, fantastisch! Dass dieser einer der umstrittendsten Rechtsgegenstände in Amerika ist, würde man kaum glauben. Oder «Disneyland» war das Thema einer andern Ausstellung, befragt als Architektur der Befriedigung. Leider wollte sie hier in Europa niemand! Nun, ich plane eine zum «American Grid», es geht um die Aufteilung des Landes, der Städte bis hin zu den Staatsgrenzen.

Generell möchte ich diskursive Ausstellungen machen, d.h., einen bestimmten Moment in der Geschichte einer Sache wählen und fragen, was waren die unterschiedlichen Optionen bezüglich der weiteren Entwicklung zu jenem Zeitpunkt, was alles wäre möglich gewesen – und was ist schliesslich passiert? Das Leben läuft nicht einfach als automatische Uhr ab. Ein Beispiel: Es wäre durchaus denkbar gewesen, dass Le Corbusier Berlin nicht nach so kurzer Zeit wieder verlassen hätte und stattdessen zu einem Behrens-Nachfolger geworden wäre – nicht, wie später geschehen, zu einem Perret-Schüler! Schliesslich war gar nicht so klar, dass er nach Paris weiterziehen würde. Was aber hat das bewirkt? Das hat unter anderem bewirkt, dass die deutsche und die französische Moderne komplett auseinanderdrifteten, dass später im Prinzip nur die deutsche Version in Amerika gelandet und die französische ins Hintertreffen oder in die Kolonien geraten ist. Das wiederum führt uns zur Frage, warum die Reaktionen der Amerikaner gegen das Bauhaus derart virulent ausgefallen sind? Erinnert sei an Tom Wolfes Buch «From Bauhaus to our House». Nun, das sind zwei der Themen.

Das Leben läuft nicht einfach als automatische Uhr ab

SI+A: Also dann bon voyage! Und hoffentlich werden wir einige dieser Ausstellungen auch hier bei uns sehen können.

Rem Koolhaas, «Pearl-River-Delta»,1998 (Bild: DocumentaX-Katalog, S.587)